



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 8. Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“. 1928.

Wenn de Einnboom bleiht.

Von Heinrich Rahmeyer.

In'n Sommer, wenn de Einnboom bleiht,
denn word mi so to Moot,
as gung id lu'n süten Droom
un weer noch junt to Foot.
Denn kam id in min Rimmerland,
dar höhl id Abendroth.
Wat mi so leef weer, so bekannt,
is denn rund ilm mi to.
Wi sitten up'n gröne Bank,
de Arbeit de is dahn.
De Dag weer beet, de Dag weer laut,
längst hett de Bäckelock slan.
Dat is so still un Strat un Patt,
ensam in Feld un Gorn,
dor flüstert blot en Einnboomblatt,
van wiet her lut'n Gorn.
Un jachten stimmt uns' Moder an
en Wief, id hör't so gern,
un ell singt mit, so, as he't kann
van't Wannen in de Fern. —
Noch faken klingt mi so dör't Dart
dat Lied: „Lang, lang ist's her“,
doch immer, wenn de Einnboom bleiht:
„Dab' keine Heimat mehr“.

Helgoländer Lotsen.

Von Benno Eide Siebs.

Ursprünglich war das Lotsengewerbe auf Helgoland frei. Wer sich körperlich und geistig dazu imstande fühlte, fuhr mit anderen Lotsen hinaus. Nur der, der noch kein „ganzer Kerl“ war, d. h., vollberechtigter Fischersmann war, bekam nichts oder doch nicht den vollen Anteil an der Steuer, denn er mitfuhr. Im Jahre 1685 wurde jedoch die Ausübung des Gewerbes für die Elbloffen und 1789 für die Weserlotfen an das Bestehen eines Examens geknüpft. Dies wurde alljährlich im Februar und August von vier alten Lotsen in Gegenwart des Landvogts, an dessen Stelle später zwei Ratsmänner mit Lotseneigenschaft traten, abgehalten. Um zu der Prüfung zugelassen zu werden, mußte man Helgoländer sein, das 23. Lebensjahr zurückgelegt haben und wenigstens ein Jahr als „voller Mann“ in einer Fischerkompagnie gefahren sein.

Jeder Kandidat wurde etwa eine Stunde geprüft. Es wurde genaueste Kenntnis der Fahrwasserverhältnisse von der Elbe bzw. der Weser verlangt. Die Fragen bezogen sich auf ein vor dem Winde segelndes Schiff. Die Zahl betrug 77. Sie waren in einer genügenden Zahl von Abschriften — in Helgoländer Sprache — auf der Insel verbreitet, so daß sich die Kandidaten hinreichend vorbereiten konnten.

Im ganzen wurde im Examen mit ziemlicher Strenge verfahren. Da jeder Fehler von Bedeutung Durchfallen zur Folge hatte, wurden die Prüflinge ernähnt, in ihren Antworten vorsichtig zu sein. Aber andererseits ließ man ihnen auch genügend Zeit, verwickelte Fragen zu beantworten. Merken die Prüfer, daß der Kandidat besangen war, ließen sie ihn sich setzen und boten ihm von den bereitstehenden Getränken — Wein, Rum, Korn usw. — oder Essen an und begannen untereinander gleichgültige Gespräche, bis sich der junge Mann erholt hatte. Ueberhaupt war die Prüfung auf einen zwar ernsten aber wohlwollenden Ton gestimmt. So lautete die Ausrufe nicht etwa: „Erklären Sie mir, Herr Kandidat!“ oder ähnlich, sondern es hieß in vertrautem Helgoländer Akzent: „Soi, min Djong!“ — „Sag, mein Junge!“ Nur besonders schwache Kandidaten sahnte man scharfer an. Man nannte das „An Bipsewe ho'n.“ Geling

es nicht, den Jüngling hineinzulegen, gestanden die Examinatoren: „ober wi tid hem nich wen“ — „aber wir konnten ihn nicht fassen.“

Hatten die Prüflinge bestanden, wurden ihnen zum Schluß als die drei höchsten Lotsentugenden Nüchternheit, Bescheidenheit und Billigkeit bei der Ausbedingung der Lotsteuern dringend empfohlen. Dann erhielten sie gegen Zahlung eines Reichstalers an die Obrigkeit als Zeichen ihrer neuen Würde das „Zelen“ (Zeichen) oder „Roatjen“ (Lotsenzeichen), früher auch Lotsenfennig genannt. Dieses Abzeichen war aus Messing gefertigt. Er zeigte auf der einen Seite den Namen des regierenden Herzogs oder Königs, auf der andern das Bild eines Mannes mit Lot und Leine. Außerdem wurde der Name des Inhabers und später dessen Nummer im Lotsenprotokoll in das Metall eingestrahlt.

Mehrmals wie das Elbloffenexamen ging das der Weserlotfen vor sich. Voraussetzung für die Zulassung war die Elbloffeneigenschaft. Statt des Lotsenfennigs erhielten die Weserlotfen ein von dem Landvogt und den Examinatoren unterschriebenes Patent.

Der Andrang zum Examen war ziemlich stark. Nach Möglichkeit machte jeder Helgoländer Fischer wenigstens das Elbloffenexamen. — Deren Gesamtzahl betrug 1685: 96. Wegen Ende der dänischen Zeit sollten nicht weniger als 297 Helgoländer Lotseneigenschaft besessen haben.

Bei der großen Zahl der Lotfen konnte jeder einzelne nur selten das mit rechnen, daß seine Dienste von fremden Schiffen in Anspruch genommen wurden. Es wurde deshalb ein bestelltes Manöver, in der Richtung, in der man Schiffe (sogenannte „Groten“) vermutete, auf die hohe See hinauszufahren und dort so lange zu kreuzen, bis man sich als Lotse verdingen konnte. Das hatte für die Dabeingeblichenen den Nachteil, daß sie, kam das Schiff nachher in Helgoland in Sicht, hinauszufahren, aber ununterrichteter Sache zurückkehren mußten, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß bereits einer der übrigen als Lotse an Bord war. Das Kreuzen wurde deshalb gegen Ende des 17. Jahrhunderts untersagt. Allein das Verbot wurde bald wieder für die Hauptfischzeit aufgehoben und in der Folge überhaupt nicht mehr beachtet. Nur die heimliche Abfahrt der Lotfen nach einem Schiff war jetzt noch verboten. Wer nachts ausfuhr, um einem Schiff Lotsendienste anzubieten, sollte zur Alarmierung der übrigen Lotfen vorher einen Signalschuß abgeben. Erst 1756 wurde mit der „freien Jagd“ endgültig zugunsten des Lotes gebrochen.

Der Schanplatz des Weilkampfes um die Anbringung der Lotsendienste war fortan von der See auf das Land verlegt. Wer von den Männern nicht gerade auf Fischfang oder in sonstigen Geschäften unterwegs war, stand jetzt, mit einem Fernglas bewaffnet, am Strande oder der Blüse, um den Horizont auf Schiffe abzusuchen. Zeigte sich ein Schiff, ohne bis zum Abend ein Signal um Lotfen gegeben zu haben, blieb der Lotse auch die Nacht über am Strand oder teilte sich mit einem Verwandten oder Bekannten in die Wache ein, so daß der eine den anderen um 1 Uhr morgens ablöste. Aber es gab auch Fälle, in denen das fremde Schiff, sobald es überhaupt in Sicht kam, die Flagge am Vordermast wehen ließ und dadurch um Hilfe bat. Dann stürzte alles in wilder Hast die Treppe hinunter, oft ohne Schuhe und Mütze, ja wenn es Nacht war, zuweilen im bloßen Hemde, die Beinleiber unter dem Arm. Die Leute versammelten sich bei einem kleinen, der Landschaft gehörigen, ständig bereitliegenden Ruderboot, der „Börtjölle“, die die Bestimmung hatte, die Lotfen, je nachdem, ob sich das Wetter zum Segeln eignete oder nicht, nach dem auf der Reede vor Anker liegenden Lotsenschiff oder dem daselbst befindlichen Lotsenboot zu bringen. Die Lotfen warfen nun, sobald dies nach den Bestimmungen zulässig war, d. h., sobald das zunächst nur mit dem Fernrohr gesichtete Schiff mit bloßem Auge gesichtet wurde, ihr Lotsenzeichen in zwei Seclappen oder zwei Segeltücher, aus denen dann sogleich Zeichen wieder herausgezogen wurden, als Lotfen erforderlich waren, d. h., je nachdem acht für die Lotsenschaluppe oder 14 bis 16 für das Lotsenboot. Die Ziehung der einen Hälfte erfolgte an der Ostseite, die der andern an der Westseite der Börtjölle. Die gezogenen Namen bzw. Nummern wurden laut ausgerufen. Ebenso wurde durch das Los ein Lotsenoffizier erwählt. Als 10. bzw. 16. (13.) schloß sich der Eigentümer des Bootes an. Die „Börte“ war damit voll. Alle übrigen Anwesenden — Lotfen und Nichtlotfen — legten als „Beikäufer“ ihre Hand

auf die Fülle und sicherten sich dadurch als Preis ihrer Wachsamkeit einen Anteil an der Lotsenheuer. — Am Schiff schloß dann der Lotsenoffizier mit Zuziehung zweier der ältesten Lotsen den Vertrag über die Lotsenheuer, nach deren Höhe die Zahl der mitfahrenden Lotsen bemessen wurde. Einen durfte der Kapitän erwählen (kören), der oder die übrigen wurden wieder ausgelost.

Von der Pflicht zum Losen (zum Vörtemachen) bestand eine Ausnahme nur dann, wenn am Strand zufällig nur die vorgeschriebene Zahl: 8 bzw. 14 (16) Lotsen, 1 Offizier und 1 Schiffseigner beisammen waren. In diesem Falle durften die Lotsen, da ja eine Auslosung überflüssig gewesen wäre, ohne weiteres hinausfahren. Das nannte man „Glipen“. Natürlich fiel in diesem Falle der Anteil des engeren Kreises der Beteiligten besser aus. So konnte sich, falls jemand annehmen durfte, daß ein von ihm gesichtetes Schiff nicht sobald auch von anderer Seite entdeckt werden würde, ein ganz anderes Bild als das obige bieten, ein Bild, wie es uns Dettler so köstlich beschrieben hat. „Der Entdecker des Schiffes schreit und läuft . . . nicht, sondern er entfernt sich so gleichgültig vom Feuer-turm, als sei nicht das Geringste vorgefallen, geht auf Umwegen nach Hause, nimmt einen Korb in die Hand oder ein Kind auf den Arm, zieht ganz unbemerkt einen Offizier oder ein paar Bekannte ins Vertrauen und begibt sich in die Nähe der Vörtjölle. Die Vertrauten tun daselbe und keiner kennt den anderen; der Offizier steht in einiger Entfernung und raucht eine Zigarre oder unterhält sich sehr angelegentlich mit einem anderen. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen geht der Tanz los, die Jölle fliegt dem Wasser zu. Die Umstehenden wissen sogleich, worum es sich handelt, und eilen Hals über Kopf hinterher; alles rennt, springt, stürzt, plumst, watet, klammert sich an — während die Jölle mit aller Macht bestrebt ist, in die Tiefe der Hafenbucht hinauszuschleßen. Manchmal gelingt dies, und die am Strande trafen sich voll Mergel und Schmerz hinter den Ohren; eben so oft aber mißlingt das Glippen und statt der erstrebten Ausschließlichkeit haben die Ueberwundenen vielleicht Unglück und nach dem Ergebnisse des Loses das leere Nachsehen. Einstmals dachten die Glippenden ihr Ziel glücklich zu erreichen: fünf in der Jölle, drei Nachschleifer, zusammen also acht, aber dem einen Nachschleifer hatte sich noch ein vierter angehängt und kam halbtot ebenfalls zum Vorschein; nun war alles umsonst, man mußte unter dem Jubel der Strandmänner zurückkehren und losen.“ —

Natürlich diente ein derartiges Verfahren nicht gerade dem Interesse des hilfesuchenden vielleicht schon dem Untergang nahen Schiffe. Teils aus diesem Grunde, teils auch wegen des Aufschwungs des Lotsenwesens auf dem Festlande sank die Bedeutung des Helgoländer Lotsengeschäfts schnell herab. Wurden um 1750 noch gegen 400 Schiffe jährlich gelotst, nahmen um die Mitte des letzten Jahrhunderts nur noch rund 20 Schiffe die Hilfe der Helgoländer in Anspruch. Der verhältnismäßig gute Verdienst, den die Helgoländer hinfort durch das Bad hatten, ließ sie diesen Entnahmeansatz nicht besonders schmerzhaft vermissen. So unterblieben denn Bemühungen, das Verlorene wiederzugewinnen, und das alte blühende Gewerbe hat eine Wiederbelebung nicht gefunden.

Die ersten Jahre des Amtes Bederkesa unter Schwedens Herrschaft.

Das Friedensinstrument von Osnabrück und Münster gab den Schweden wohl das Herzogtum Bremen-Verden in die Hand, nicht so sicher aber die Stadt Bremen und ihren Besitz. Der Rat behauptete, daß der Kaiser Bremen 1646 zu einer freien Reichsstadt erhoben habe. Damit sei sie aus dem Verbanne des Stists gelöst und nicht gezwungen, schwedische Landstadt zu werden. Die schwedische Krone bestritt diese Angaben. Während dieser Zeit ordnete Schweden die Verwaltung in Bremen-Verden, ohne diese Ordnung auf die Stadt Bremen und ihren Landbesitz (Amt Bederkesa, Amt Blumenthal, Gericht Lehe und vier Gohs) auszudehnen zu können. Gleich im Anfang des Gebiet gewaltsam zu besetzen, war den Schweden sowohl durch die Entlassung großer Truppenteile als auch durch die feindselige Haltung des Kaisers, der sich in dieser Frage mit den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg und dem niedersächsischen Kreise einig war, unmöglich. Zudem war die Stadt wachsam und die Regierung Ihrer königlichen Majestät hatte Sorgen genug, um den scheinbar unentwerrbaren Knäuel von alten Rechten, verschiedenen Gerichten und zähe verteidigten lokalen Herkommen in der Verwaltung zu lösen. Daß die an sich schon schwierige Durchführung der neuen Verwaltung durch den mitten im Herzogtum sperrenden Fremdbesitz noch größere Hemmnisse erfuhr, bekräftigte die Absicht der Schweden, sich Bremens, so bald es die Gelegenheit zuließ, zu bemächtigen. „Ohne den Besitz der Aemter, Gerichte und Gohs blieb der Erwerb des Stists Bremen unvollkommen“. (W. Almsmann, Geschichte der Herzogtümer Bremen und Verden in den Jahren 1648 bis 1653. Stader Archiv, Neue Folge, Heft 17, Seite 89.)

Die politisch äußerst schwierige Lage der Stadt Bremen bekräftigte die Hoffnung der Schweden. Die Stadt rang um ihre Existenz, die auf der freien Schifffahrt zur See beruhte. Als sie in dieser Absicht den Oldenburgischen Wesezoll, der durch den westfälischen Frieden geschützt war, bekämpfte, zog sie sich die Feindschaft des Kaisers zu, der den Frieden durchzuführen hatte. Im August 1651 war diese Feindschaft so weit geschürt, daß die Schweden begannen, das Amt Bederkesa als eigenen Besitz zu behandeln. Der Amtmann erhielt den Befehl, die Einwohner für Schweden huldigen zu lassen.

Zugleich mutete man ihm zu, die Leute nach Bederkesa zu rufen, damit die königliche Regierung die Gewalt in ihrer Gegenwart übernehmen könne. Hierin erblickten wir die erste direkte Berührung unseres Amtes mit dem neuen, zukünftigen Herrn. Noch allerdings fühlte sich Bremen nicht unterlegen, es pochte auf den Friedensvertrag, der zum mindesten die Zugehörigkeit der Stadt zum Erzstift nicht aussprach, es vertraute auf

den Kaiser und den Beistand des niedersächsischen Kreises und — verbot seinen Untertanen im Landgebiet die Huldigung. Schweden zog sich zurück und ließ das Amt noch einmal wieder frei. Am 12. Oktober 1652 erklärte der Kaiser die Stadt in die Reichsacht. Damit schlug Schwedens Stunde. Im April 1653 griff es in Lehe zu, besetzte den Ort und baute Schanzen. Begeßad und Blumenthal mußten sich ebenfalls schwedische Besatzung gefallen lassen. Daß man die bremische Besatzung auf der Burg in Bederkesa vorerst unbehelligt ließ, war erklärlich. Lag sie nun auch den Schweden im Rücken, so konnte sie ihrer geringen Zahl wegen doch wenig ausrichten. Den Schweden mußte es vor allem darauf ankommen, das Weserufer zu besetzen. Nichtsdestoweniger spürten die Einwohner des Amtes dennoch die schwedische Besatzung. Die ersten Befehle zur Lieferung von Baumaterial zu den Leher Schanzen ergingen und im Sommer 1653 kamen auch Erlasse von Stade zur Bezahlung der gesicherten Kontribution.

Es gab nur eine Rettung vor weiteren schwedischen Zugriffen — die Lösung aus der Reichsacht. Unter ungeheurer großen finanziellen und moralischen Opfern erreichte die Stadt diese Voraussetzung, erreichte nach nochmaligem Verhandeln am 8. Februar 1654 auch die Zulassung zum Reichsstädterat. Schweden sah seine Felle fortschwimmen. Es war aber nicht geneigt, sie treiben zu lassen. Der General Graf Königsmarck, erster schwedischer Statthalter in Bremen-Verden, erreichte in Stockholm den Befehl zum gewaltsamen Vorgehen gegen den Landbesitz Bremens und die Stadt selbst.

Wenn Schweden einmal zu den Waffen griff, lag es klar auf der Hand, daß es sich zunächst dem einzigen befestigten Lager außerhalb des Weichbildes der Stadt, der Burg Bederkesa, zuwenden würde. Sie bedrohte die Weserlinie durch ihr bloßes Dasein. Ebenso sicher war die Eroberung dieses Platzes voranzusehen, da die schwedische Uebermacht die schwachbesetzte Anlage überrennen konnte. Trotzdem wagte die Besatzung den Widerstand, als Königsmarck in den ersten Maitagen seinen Geschützpark auffahren ließ. Die verwundbare Seite der Burg lag im Südwesten. Nur von hier konnte der Gegner, festen Boden unter den Füßen, dicht an die Wälle herankommen. Die übrigen Seiten wurden mehr durch Sumpf und Wasser als durch Wall-Geschütz behütet. Aus dem Grunde drohte in der Südwestecke der Festungsanlage auch die stärkste Bastion, der Morgenstern. Dennoch blieb die Lage der Burg ungünstig, da die Schweden hier von den höher gelegenen Orten gute Schießziele vor den Rohren hatten. Königsmarck stellte seine sechs Geschütze im Westen in der Mattenburgerstraße auf und zwei Tage lang flogen die Kugeln hinüber zum Wall. Es waren aufregende Stunden für die Einwohner, die den Ausgang der Belagerung recht bald erkennen mochten. Morgenstern und Hjörtnerhaus brachen zusammen. Zu allem Unglück geriet durch einen Fehlschuß auch der Fleden in Brand, neunzig Gebäude fielen ihm zum Opfer. (Schröder, Geschichte der Stadt Lehe, Seite 460. — Bessel, Geschichte Bremerhavens, Seite 61. — Pratzje, A. u. N. — Muschard, 1708, S. 27, Anm.) Es half kein Mut, die Uebermacht siegte. Die Besatzung wurde gefangen genommen und später ausgeliefert. Königsmarck zog weiter, der Stadt Bremen entgegen. Die Eroberung der Burg Bederkesa besiegelte das Schicksal des Amtes, raubte der Stadt den letzten Landbesitz und bedeutete „das Ende des bremischen Dominium Usurgis“. (Bessel, S. 62.) Die Burg lag der Königin Christine zu Füßen, das Amt ging am 28. November 1654 durch den „Stader Vergleich“ unter die Herrschaft Karl X. — Gustav, der der Königin am 16. Juni in der Regierung gefolgt war. Im 8. Artikel des Vergleichs trat Bremen u. a. Amt und Haus Bederkesa für ewige Zeiten ab. Der Krieg zwischen Schweden und Polen drohte, die Stadt Bremen selbst blieb deshalb verschont.

Die erste Sorge der neuen Regierung galt naturgemäß der Ordnung der Befehlsgewalt. Da das Amt Bederkesa weniger als andere Gebiete Bremen-Verdens durch Donationen der Königin zersplittert war, bildete es im ganzen ein wohl abgerundetes Verwaltungsgebiet. Herausgegriffen war nur der Einzelhof Driktgeest, der dem Leibmedikus Ihrer Majestät, Hermann Cleberfeld, gegeben war. (Pratzje, A. u. N. Bd. I, S. 454.) Schweden mußte wie überall im Herzogtum, so auch hier mit den vorhandenen unteren Beamten rechnen. So setzte die Stader Regierung auch im Amt Bederkesa den letzten bremischen Amtmann, Hans Christoph Nagel, erneut ein. Das geschah noch vor April 1655. (Staatsarchiv Hannover, Celle, Des. 105 a, Fach 375, Nr. 6.)

Es ist begreiflich, wenn die Eingefessenen des Amtes nach völliger Sicherheit der Nachricht, daß nunmehr der Schwede endgültig Herr im Lande sei, bestrebt waren, sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen. Sie alle hatten ihre Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen. Freilich, die letzteren überwogen. Man hatte schon mancherlei aus den Verhandlungen der Vorjahre zwischen Schweden und den Ständen und Städten gelernt. Forderungen würden hier nicht anschlagen, man mußte bitten. Am meisten fürchteten die Edelleute des Amtes um ihre Rechte und ihre Existenz. Zudem hatte schon der Rat von Bremen bei aller Sorge für das Land die Rechte der adligen Herrn nach Möglichkeit beschnitten. Sie klagen der schwedischen Regierung darüber ihr Leid, daß durch den Rat der Stadt Bremen — unsere Habe und Gerechtigkeit leider sehr turbirt und beeinträchtigt worden“. (St. A. u. N. Des. 105 a, Fach 375, Nr. 7.) Daher beeilen sich sämtliche im Amt begüterten Edelleute, gleich 1655 für ihre „Jurii und hergebrachten Gerechtigkeiten“ untertänigst zu bitten. Auf diese Zustände im einzelnen, auf die geforderten und erhaltenen Gerechtigkeiten kommen wir noch zurück. Es handelte sich im Amt nur um die Familie von der Vietz als Mitglied der bremischen Ritterschaft, die in Elmlohe, Alstedt und Fickmühlen begütert war.

Besondere Wünsche hatten auch die Einwohner des Fleckens Bederkesa auf dem Herzen. Ihr ganzes Interesse drehte sich um das Recht des Brauens und Brauntweinbrennens. Der Verdienst des im Amt und auch im Lande Wursten und Sadelst abgefehten Bieres füllte ihre Kassen, und mit Argwohn beobachteten sie scharf alle Bemühungen anderer, besonders der Dorfkrüger, wenn sie selbst brauten, um zu verkaufen. Der

Rat der Stadt Bremen hatte das alte Recht anerkannt und zuletzt 1614 zu schilfen versprochen. Schon damals versuchte man in den Börden Debest und Ringstedt selbst zu brauen und „tho Rost unde Rindbeeren“ zu Schenken. Dagegen stellt die Verordnung des Rat fest, „dat solches eine besündere Nahrung unserer Fleckensluden tho Bederleser alders her gewesen und noch is — dat sich hinförder niemandt, se sye der Junckherrn oder unseres Huses oder anderer Würtdsherrn Meher, se syen, well se wollen, undt insonderheit der Börde Ringstedt und Debestdt Ingesetene understah, Beer mehr also tho synes Huses Nothdurft tho bruen“. (a. a. O. Nr. 7.) „Sämtliche Eingeseffene des Ortes“ erkennen den Vorteil, der ihrem Flecken aus dieser Spezialbeschäftigung erwuchs, und ihr erster Gedanke beim Antritt der neuen Obrigkeit gilt deshalb dem Schutze dieses Verdienstes, der „bey bisheriger Confusion im Amt“ in Gefahr stand, unterbunden zu werden. Sie sollten vorerst nicht vergebens gebeten haben.

Sie alle, Edelleute und Eingeseffene, nahmen den Wechsel der Regierung hin als Fügung des Schicksals, dessen Ventung sie in Gottes Hand wußten. Nirgends tritt daher in den ersten Jahren irgend ein Zeichen unerbittlichen Unmuts zutage. Alle sind nur um ihre wirtschaftlichen Belange besorgt. Sie alle spürten den Zugriff und die letzte Absicht der Schweden schon in den nächsten Jahren allzu sehr. Alle Sorge der Regierung drehte sich darum, kräftige Steuerzahler zu erhalten und noch mehr zu gewinnen. Alle Schutzmaßnahmen, jede Einwilligung auf besondere wirtschaftliche Vorrechte sollten die Zahlkraft der Leute heben.

A. Kr.

Stieffinder der Heide.

Manche Stunde bringe ich in der Heide zu und erfreue mich an ihren Pflanzen. Die meisten unter ihnen sind schlicht und einfach und tragen kein prunkendes Gewand. Zu ihnen zieht es mich immer wieder hin.

Da steht das Silbergras. Dort reißt sich an Horst. Schau es einmal genau an! Lerne überhaupt die Stieffinder der Heide kennen! Sie stimmen dich froh. Wie genügsam sind sie und doch wie heiter! Sieh' das zarte Rot, das die Halme des Silbergrases kleidet! Die kleinen Lehrschen haben sich geöffnet, und seine Staubfäden erzittern leicht im Winde. Dort, wo nur nackter Sand den Boden deckt, steht ein großer Horst. Er schimmert im Sonnenschein und ist wunderschön.

Am Fahrweg und in seiner erhöhten Mitte wächst ein Gras, dem gar übel mitgespielt wird. Das Wagenrad gleitet darüber hin, des Menschen Fuß tritt darauf, der eisenbeschlagene Huf des Pferdes drückt es nieder. Niemand schont es. Und es trägt auch ein Bettelgewand, und sein Gesicht zeigt die Spuren der Entbehrung. Es ist das Nardengras, das der Volksmund in unserer Gegend Glendshaar nennt. Im Kampfe des Lebens ist es hart geworden. Fest wie Stahl sind seine Glieder. Darum weiß es seinen Platz zu behaupten und sich neuen zu erobern. Spricht es nicht eine deutliche Sprache?

Der alte Erdwall ist mit der Schlangenschmiele bedeckt. Alle Halme sind rot überhaucht. Ein leiser Windhauch macht die kleinen gewundenen Nestschen erzittern. Wunderschön steht die Schmiele aus, wenn der Sonnenstrahl sie übergoldet. Engelshaar hat der Volksmund sie darum genannt.

In dieser sonnigen Heide steht der Schaffschwingel. Ihm fehlt jeglicher Schmuck. Fest ist der graue Mantel um die dünnen Glieder geschlagen. In zähem Kampfe ringt er um sein Dasein und läßt sich nicht niederzwingen.

Unter den weißrindigen Birken hat die Sandsegge den Boden überwuchert. Große Rasen sind entstanden. Freilich fehlt ihnen das frische Grün; denn auch diese Pflanze trägt ein Aschenbrödelgewand. Hart ist ihr Kleid und scharf. Aber fest verankert ist sie im Boden.

Sieh' hier den Hexenring! Die sparrige Winse hat ihn gebildet. Ja sparrig und hart ist sie und voll Eroberungslust. In zäher Arbeit wird der Ring geschlossen. Viele Geschlechter stehen da beisammen, in Kampf und Not erstarkt.

Hier wächst ein großer Horst der Rasenbinse. Der Wind spielt in den schwachen Stengeln. Doch ihr Wurzelgeflecht ist so hart, daß kein Messer es schwerlich durchschneidet.

Und nun die dornenstarrenden Gesellen der Heibel! Sie sind in Wahrheit ein hartes Geschlecht. Nach allen Seiten streckt der Stachginstler seine scharfen Spieße aus. Es ist unmöglich, dem wehrhaften Reden beizukommen. Kleiner freilich, doch auch scharf bewehrt, sind der englische und deutsche Ginstler.

Dein Fuß schreitet über einen großen, weichen Teppich, der von der Renntierflechte gebildet wird. Wirst einmal einen Blick in diese kleinen Wälder, die stellenweise wahre Dickichte bilden, und bewundere ihren feinen Bau. Du wirst Freude daran haben.

Ich will damit die Reihe beschließen. Stieffinder habe ich diese Pflanzen genannt, nicht nur deshalb, weil die meisten ein Bettelkleid tragen, sondern auch aus dem Grunde, weil sie von vielen Menschen übersehen werden. Der echte Heidefreund wird freilich alle Kinder der Heide mit Liebe betrachten, mögen sie nun mit leuchtenden Farben geschnüdt sein oder ein unscheinbares Gewand tragen.

Es stehen arme Kinder
im dünnen Heidesand,
mit schmalen, blassen Wangen,
im grauen Bußgewand.

Des Kummers tiefe Falten
grub ein des Lebens Not;
sie ringen um ihr Dasein,
um ihr tagtäglich Brot.

So mancher geht vorüber
und sieht die Armen nicht,
kein warmer Strahl der Liebe
trifft freundlich ihr Gesicht.

Drum sind sie hart geworden
und trohen stolz der Not
und kämpfen fort und ringen,
bis sie erlöst der Tod.

Doch ist im Kampf gewachsen
die einst so schwache Kraft,
wie Stahl sind nun die Sehnen,
im Blut gesunder Saft.

So haben sie erobert
der Heide trecknen Sand
und halten fest umschlungen
das heimatlische Land.

O blick mit lieben Augen
auf die im schlichten Kleid,
so wirst du Freude finden
und Trost im eignen Leid.

Heinrich Mahler.

Kunstgeschichtliche Laien-Wanderungen.

Gel. „Trista non cantat“, „der Grieche singt nicht“. So heißt es von den Bewohnern der hiesigen Küste. Der Spruch will wohl andeuten, daß dieser seegewohnte Volksstamm in keinem sehr nahen Verhältnis zu den Künsten steht. Was den Gesang angeht, mag das stimmen; anders ist es mit der Architektur und der ihr verwandten Plastik, mit den dekorativen Künsten, deren Aufgabe es ist, Kirche und Heim, die beiden Lebenspole früherer Jahrhunderte, auszuschnüden.

Schöne, behäbige, breit hingelagerte Bauernhöfe, mitten unter ihnen, wie ihr Hüter und Wächter, und doch in dem Abstand, den die Erhöhung der Wurt gibt, die Kirche. Ganz schlicht in den Linien ist sie, schwer und wuchtig, wie es sich ziemt für einen Bau, der früheren Generationen dienen mußte, dort Zuflucht vor Meereswogen oder vor Feindeshand zu finden; viel Harmonie in dem Langhaus, Chor und Turm, dessen Mauern 2,64 Meter dick sind; wie aus der Erde herausgewachsen steht sie da. In die Frontseite des Turmes eingelassen — welche Überraschung — zwei Steinplastik-Medaillons! Das eine stellt die heiligen Frauen dar, Anna, die Mutter der Maria, und diese selbst mit dem Jesuskind. Ob auch die Köpfe stark übertüncht sind, so geben Faltenwurf und die edlen Hände noch Freude genug. Das andere Rundsteinbild ist eine Maria in Gloria, die Jungfrau im Strahlenkranz. An der Kirchenwand lehnt ein alter Grabstein, von dessen Rand Name und Datum sorgfältig weggeschlagen sind. Ein herrschaftliches Ehepaar ist ausgemeißelt; der hohe Hut steht zwischen den Füßen des Mannes; das Wappen zeigt eine Fiske; Mord — so wenigstens wird dieses Zeichen gedeutet.

Wie mag die Kirche innen aussehen? Der erste ganz starke Eindruck ist reinster Wohlklang — Musik und Baufunk, als das Verhältnis von Ton zu Ton und das von Raum zu Raum, sind ja so eng verwandt. Ein schlichtes und liches Schiff mit einfacher Holzdecke; ein schmalerer, ebenso lichter Chor mit dem bunten Farbspiel des Altars, und zwischen Chor und Schiff eingebaut ein ganz schmales dämmeriges Querschiff, das die Helle geheimnisvoll durchschneidet. Zweimal zwei mächtige, schwere, romanische Säulen tragen wie einen Baldachin das Kreuzgewölbe des Schiffes. Hüben und drüben steigen brel schwingungene Bögen in die Wände, die Chor und Schiff trennen; leicht zugesägt sind sie, charakteristisch für die Zeit des Übergangs vom romanischen Baustil zum gotischen: die Kirche stammt aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Die klaren, wohl abgestimmten Linien des Schiffes, dem nur eine alte bemalte Holzplastik (Kreuzigungsgruppe) über einer der Säulen ein wenig Farbe verleiht, und der kreuzgewölbte Durchgang scheinen nur dazu zu sein, um die frohe Farbigkeit des Altars im Chor zur ganzen Wirkung zu bringen. Ein dreigeteilter Holzschnittaltar ist's, ein Marienaltar, mitten im altprotestantischen Land. Unter den Augen der Maria haben Generationen und Generationen gebetet, und wenn rings im Lande die katholischen Altäre den evangelischen gelichen sind — hier hat er die Jahrhunderte überdauert. Im roten Mantel, von blondem Haar umflossen, steht sie groß und lieblich da, die heilige Jungfrau, umschützt von einer bunten Zahl kleiner Heiliger, die auf den beiden schräg stehenden Altarflügeln in Reih'n Platz genommen haben. Den Altar krönt eine Tafel aus der Barockzeit, die berichtet, daß dieser im Jahre 1671 renoviert wurde. Hinten am Altar, schon fast mit ihm verwachsen, sind zwei Prozessionskreuze eingeklammt. Ein uralter Taufstein steht im Chor, Bronzekessel auf den Säulen, die von primitiven Steinfiguren getragen werden. Schönes Chorgestühl ist da; das eine zielt ein holzschnittener, leider übergetünchter Greif, eines ist vom Jahre 1503, ein Familienbetsstuhl — er steht im Schiff der Kirche — ist gekrönt von feinen und mühsam ausgeschnittenen bemalten Holzornamenten. Er war der Stuhl der Herren von der Wolsburg, von denen erzählt wird, daß sie ebenso mächtig waren wie herrlich.

Alte Bibeln liegen in alten Schreinen, noch ältere Dokumente geben Zeugnis von dem, was ehebem war.

So ragt dieses Stück Vergangenheit hinein in unsere Gegenwart — wenige wissen darum. — Wo? — Nur drei Stationen von hier, auf der Strecke Wesermünde—Cuxhaven, in Mussum!

Ein stiller Weg mitten durchs grüne Land und durch die Junikinderstube der Rälber, Lämmer, Fohlen und Ferkeln führt zurück nach Bremen. Viel stiller ist hier die Kirche, viel größer und breiter. Der Turm ist viel dem Kriege haubenlos, es sieht aus, als hielte er den Hut in der Hand. Die romanische Zierkante der Außenmauern und deren verwitterter Zuffstein — das Material, das vom Backstein abgelöst wurde — lassen auf hohes Alter schließen. War der Innenraum der Mulsumer Kirche ganz aus einem Guß, ganz ein Stil, so steht die Kirche in Bremen unter dem Eindruck des Vielerlei. In dem mächtigen stolzen Bogen, der Schiff und Chor trennt, sind barbarische Säulen eingebaut und zerschneiden jede Linie; Kanzel, Altar, Taufstein sind von schwerem Barock, grob gearbeitet, bunt bemalter Holzschnitt. Eine Fülle von Chorstühlen erinnert an ein Museum. Sie sind teilweise und im einzelnen wunderschön, gehen zurück bis 1574. Die Wangen der Kirchenbänke sind z. T. entzückend bemalt; die Blumenmuster aus den Jahren 1622—1636

gehen die schönsten Motive her für Wollstückeren. Eigenartig und wirklich schön ist die Goldballendecke, die in sehr guterhaltener Materie des 17. Jahrhunderts Szenen aus dem Alten Testament darstellt. — Wie würde in dieser Kirche Musik in der Seele zu klingen beginnen wie in der zu Mülsum. Der Vergleich dieser beiden Kirchen, die im einzelnen mancherlei Ähnlichkeiten aufzuweisen haben, versinnbildlicht besser als Worte es je vermögen, was Stil im Sinne von Einheit bedeutet.

Am Glockenturm, der, wie in Bramel, Wulsdorf usw., auch, einige Schritte von der Kirche entfernt steht, lehnt, von Grün überwuchert ein uralter Stein, ein wenig ausgehöhlt wie eine Schale mit eingehöhlter Rinne. Ist's ein alter Opferstein aus der Zeit, ehe Willihardus von Blegen aus das Christentum predigte? Oder ist unsere Phantasie, aufgereizt in ihrem Spürsinn durch die mancherlei Entdeckungen des Tages, schon überreizert? Auf alle Fälle ist sie, die Phantasie, und wir mit ihr durch den Zusammenklang von Kunst, Geschichte und Landschaft sehr auf ihre Kosten gekommen, und wir freuen uns auf die nächste Wander- und Entdeckungsfahrt.

Sophie Seggel.

Vor 125 Jahren.

(Ein Stück hannoverscher Geschichte.)

Im Mai des Jahres 1803 brachen wegen des Besitzes der Insel Malta neue Feindschaften zwischen Napoleon I. und England aus. Da aber Napoleon die englische Weltmacht im Herzen nicht treffen konnte, mußte das in Personalunion mit England verbundene deutsche Reichsland Hannover für den englischen Vetter büßen!

Der französische Marschall Mortier rückte von Holland über Bentheim zu mit 14 000 Mann in unsere Heimat.

Der Bewohner des Hannoverlandes bemächtigte sich eine große Aufregung. Feldmarschall Wallmoden befehligte 9000 Mann hannoversche Truppen. Er meinte, mit dieser geringen Truppenzahl den Verteidigungskampf nicht aufnehmen zu können. Zudem hatte er von der Regierung in Hannover die Weisung erhalten,

„alles zu vermeiden, was Unfrieden erregen könne, nicht zu schießen und von den Bajonetten nur mäßigen Gebrauch zu machen.“ Wallmoden schickte deshalb eine Deputation in das feindliche Lager und ließ um Verhandlungen zum Abschluß einer Konvention (Vereinbarung) bitten. Das hannoversche Heer zog sich, ohne einen Schwereinsatz gelan zu haben, hinter die Weser zurück. In Sulingen schloß dann Wallmoden mit Mortier (am 3. Juni) die Konvention ab, nach deren Bestimmung das Kurfürstentum von den Franzosen besetzt wurde. Das hannoversche Heer zog sich unter Beibehaltung seiner Fahnen hinter die Elbe zurück und mußte sich verpflichten, während der Dauer des Krieges mit England nicht gegen Frankreich zu kämpfen.

Der Abschluß der Sullinger Konvention brachte die Erregung der hannoverschen Offiziere und Mannschaften zur höchsten Steigerung. Viele von ihnen hatten schon unter dem Selbsterzog Ferdinand gedient, oder 1793 in Flandern gekämpft; sie wußten, daß der Franzose keineswegs unüberwindlich war. Der Herzog von Cambridge, der mit 4000 Mann bei Nienburg stand, erklärte (gleichfalls unzufrieden), daß er die Konvention nicht anerkenne. Er ging zur weiteren Information nach England. Die hannoverschen Soldaten verließen unter solchen Verhältnissen die Fahnen; sie wählten sich betrogen und gingen in ihre Heimat zurück. Der Rest der Armee wurde hinter die Elbe gebracht.

Kaum aber hatte die Armee das Lanenburgische Ufer erreicht, als Wallmoden erfuhr, daß König Georg III. die Sullinger Konvention nicht anerkenne. Da freuten sich die Soldaten nicht schlecht, da sie so nun Aussicht hatten, weiterkämpfen zu können. Die französischen Streitkräfte, die den hannoverschen immer gefolgt waren, inzwischen auf 25 000 Mann angewachsen. Der zaghafte Wallmoden fürchtete die Uebermacht jetzt noch mehr; er schloß deshalb eine neue Konvention mit Mortier ab. Bei Artlenburg an der Elbe kamen auf einem mitten auf dem Strome verankerten Boote die gegenseitigen Bevollmächtigten zusammen, dort wurde am 5. Juli 1803 die erniedrigende Konvention von Artlenburg geboren. Die Bedingungen waren noch bedeutend härter als die von Sulingen. Die hannoversche Armee mußte Waffen, Geschütze und sämtliche Pferde den Franzosen ausliefern und sich auflösen. Auch mußten Offiziere und Mannschaften sich durch Ehrenwort verpflichten, nicht wieder gegen Frankreich zu kämpfen, bevor sie nicht gegen eine gleiche Anzahl von französischen Gefangenen ausgewechselt seien.

Aber — aber — man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. König Georg III. erkannte auch die Artlenburger Konvention nicht an. Daher fühlten sich Offiziere und Mannschaften nicht gebunden, zumal es zur Abnahme des Ehrenwortes auch nicht kam. Die Folge war, daß nach der schmachtvollen Konvention von Artlenburg eine neue Entwicklung in der hannoverschen Heeresgeschichte begann. Die kurhannoversche Armee hatte wohl aufgehört, aber nicht der hannoversche Heldegeist. Eine neue Armee erhob sich wie ein Phönix aus der Asche. Hannoversche Jungen meldeten sich freiwillig für die neue „Königlich Deutsche Region“,* die von 1803 bis 1815, also in zwölfjährigem Feldenkampfe, Sieg auf Sieg an ihre Fahnen heftete; sie waren die ersten, die die Unüberwindlichkeit des Korps zuschanden machten, in einer Zeit, als das übrige Deutschland noch am Boden lag oder gar hinter dem fremden Machthaber herkröch. „Peninsula — Waterloo!“ bezeichnen den

*) Zur weiteren Orientierung empfehlen wir: „Die Königlich Deutsche Region (Kings German Region) 1803 bis 1815.“ Von Ad. Pfannkuche. Verlag: Selwingsche Verlagsbuchhandlung Hannover.

Siegeslauf der heldenmütigen „Deutschen Region“, die nach der Schlacht bei Waterloo dann die Grundlage für die neue Armee des Königs reichs Hannover wurde.

Das Jahr 1803 ist die Geburtsstunde der „Deutschen Region“, deren Tradition noch jetzt in der vaterländischen gleichnamigen Vereinigung weiterlebt unter dem Motto: „Goltfast — Man to!“ Fritz Husmann.

Bermischtes.

+ Die Niederdeutsche Bühne Hamburg hat ihre diesjährige Spielzeit mit dem 31. Mai abgeschlossen. Es wurden in 180 Vorstellungen 39 verschiedene Stücke zur Aufführung gebracht, darunter waren zehn uraufgeführte und vier erstausgeführte niederdeutsche Bühnenwerke. Auf Groß-Hamburg entfielen von den Gesamtauführungen 140, 40 auswärtige Gastspiele fanden statt. Auswärtige Gastspiele fanden u. a. statt in Delmenhorst, Euxhaven, Hannover, Celle, Bremerhaven, Oldenburg, Rostock, Güneburg. Wie in den Vorjahren spielte die Niederdeutsche Bühne im Hamburger Vereinsleben wieder eine große Rolle. Rund 30 Organisationen hatten die Niederdeutsche Bühne Hamburg eingeladen, den ihnen angeschlossenen Mitgliedern das heimatisch niederdeutsche Bühnenstück zu bieten. Eine besondere Aufgabe sah die Bühne darin, der hamburgischen Bevölkerung im Landgebiet gute, heimatische Kunst zu geben. Die verfloßene Spielzeit stand im Zeichen des 25jährigen Bestehens. Die Bedeutung der Niederdeutschen Bühne Hamburg und ihres Leiters Dr. Richard Ohnsorg fand ihre Würdigung in der Verleihung der Hamburger Staatsplakette. Dr. Ohnsorg wurde zum Ehrenvorsitzenden des Niederdeutschen Bühnenbundes ernannt, anschließend wurde ihm am 4. November in der Universitätsaula der Rostocker Universität der John Brindman-Preis für das Jahr 1927 überreicht. Eine erfreuliche Jubiläumstatistik ist ein rasches Anwachsen der vor kaum einem Jahre begründeten Niederdeutschen Bühnengemeinde, einer Vereinigung aller Freunde der Niederdeutschen Bühne.

+ Ein altes friesisches Wiegenlied. Im Augustheft von Velhagen & Klafings Monatsheften schilbert Willy Norbert die Berührung der friesischen Uthlande, von der Frieseninsel Sylt ausgehend, dem größten der Trümmersbrocken, die verblieben sind aus dem jahrtausendealten Ringen zwischen Land und Meer. Auch wertvolles Sprachgut ist auf den alten Frieseninseln im Sterben begriffen, das altgermanische Friesisch, das immer mehr die fremden Worte aufnahm und bald nur noch ein halbes Platt ist. Nur wenige Nordfriesen sprechen noch eine Art Alt-Friesisch auf den Inseln Föhr, Amrum und Sylt. Auf allen Halligen, auf den Inseln Bellworm und auf Nordstrand kennt es längst kein Mensch mehr. Sterben des Volksgut . . . Nur in irgendeiner der ältesten Hütten, tiefen niederen, strohgedeckten Katen Amrums, singt heute vielleicht noch eine linnæ Mutter in stiller Kammer ihrem Kinde das alte Wiegenlied:

„We, bare, lunge Snare,
Wan stael wi to Nipan fahre?
Wan a Berre ripat,
Wan a Raag pipat,
Wan a Haovar staeren ward
Wan at Dotje baeren ward,
Wan a Stian draft,
Wan a Fedar sankt.“
„Storch, Storch, Langschmabel,
Wann werden wir nach Niben fahre?
Wenn die Gersle reift,
Wenn der Roggen blüht,
Wenn der Hafer geschnitten wird,
Wenn das Töchterchen geboren wird,
Wenn der Stein schwimmt,
Wenn die Feder sinkt.“

Bücherschau.

Stader Archiv, Neue Folge, Heft 18. Stade 1928. Vertrieben durch A. Rodwigh Nachfolger Karl Krause, Stade. Diese Zeitschrift des Stader Geschichts- und Heimatvereins bringt alljährlich wichtige Forschungsarbeiten aus dem Gebiete der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden. Das vorliegende Heft ist mit dem Bildnis Klaus Schröders geschnitten, der im letzten Jahre nach einem arbeitsreichen, der Heimatforschung gewidmeten Leben im Alter von fast 84 Jahren gestorben ist. Superintendent Lamm (Stade) zeichnet im ersten Artikel des Archivheftes Verdienste und Persönlichkeit des Verstorbenen. Gymnasialmusiklehrer Spredelsen bringt in seiner „Stader Cantoven“ betitelten Arbeit wiederum wertvolle Beiträge zur Stader Musikgeschichte. Neuester dankbar zu begrüßen ist es, daß Studiendirektor Dr. Jährenhusen, schon seit Jahren als vorzüglicher Kenner der zwischen Niederelbe und Niederweser gebräuchlichen Mundarten bekannt, die Personennamen des ältesten Stader Stadtbuches von 1286 bis 1339 einer gründlichen Untersuchung unterzogen hat. Den prähistorischen Funden sind drei Artikel gewidmet: Museumsdirektor Dr. Dummel berichtet über seine Grabungen im Stader Bezirk, Lehrer Jonny Holste bringt einen Beitrag zur steinzeitlichen Befiedlung Bremen-Verdens und Lehrer Wegewitz beschreibt einen Flintplatz der mittleren Steinzeit in der Feldmark Mherstedt. Sehr zu begrüßen ist es, daß der Herausgeber, Studiendirektor Dr. Menge, die aus den Heften der Vorkriegszeit so rühmlichst bekannte Rubrik „Altes und Neues“ wieder aufgenommen hat. Die darin enthaltenen kleinen Abhandlungen, Mitteilungen, Sagen, Gedichte usw. werden für manchen Heimatfreund eine fesselnde Lektüre bilden. Der am Schluß durch Rektor Holsten erstattete Jahresbericht gibt ein erfreuliches Bild von der Tätigkeit des rührigen Geschichts- und Heimatvereins.